

Kloster Břevnov,
Prag

Von der Erinnerung, die „passiert“ und ihrer Rituale bedarf. Zu Erfahrung und Selbstverständnis der Adalbert-Stiftung in Krefeld

Von Prof. Dr. phil. h. c. Hans Hermann Henrix

Gäste und Verantwortliche der Adalbert-Stiftung erlebten bei den Feierlichkeiten zur Verleihung des Adalbert-Preises 2009 an Staatspräsident a. D. Dr. Árpád Göncz, Budapest, vom 12. bis 14. Juni 2009 in Prag einen Sonntagvormittag, der in eindrücklicher Weise nachdenklich machte. Er vermittelte den historischen Zusammenhang des Adalbert-Preises, der am Vortag auf der Prager Burg Staatspräsident Göncz verliehen worden war. Zwei Besuche des Sonntags vergegenwärtigten besonders die Schönheit, aber auch das Abgründige der Geschichte. Das zuerst besuchte Benediktinerkloster in Břevnov mit seiner Kirche im Nordwesten Prags geht auf eine Gründung des Heiligen Adalbert im Jahr 993 zurück. Heute empfängt eine beeindruckende Barockanlage mit der Basilika St.

Margareta als Zentrum die Besucher. Der Anlage sieht man die schwere Zeit, die hinter ihr liegt, nicht an. Die Klostergebäude wurden im Zweiten Weltkrieg von der Wehrmacht besetzt und danach durch die kommunistische Regierung enteignet. Nach dem Umbruch von 1989 wurde die Anlage dem Benediktinerorden zurückgegeben. Ein junger Benediktiner führte die Besuchergruppe durch Basilika und Kloster, über der die Heiterkeit einer hellen Sonne lag.

So sehr der Stiftung die Erinnerung an ihren Namenspatron eine Selbstverständlichkeit ist und ihr das Aufsuchen eines Ortes des Wirkens des heiligen Adalbert ein Glücksfall ist, so sehr entsprach es einer sich verdichtenden Erfahrung der Stiftung in den zurückliegenden Jahren, nach dem vom heiligen

Adalbert gegründeten Ort mit ihrer Delegation eine Gedenkstätte aufzusuchen, die an die ganze Abgründigkeit deutscher Geschichte mahnt. Die Gedenkstätte von Lidice liegt etwa 20 km westlich von Prag.



Der Ort Lidice wurde am 10. Juni 1942 nach dem Attentat an Hitlers Stellvertretendem Reichsprotektor von Böhmen und Mähren und Holocaustorganisator Reinhard Heydrich von den Nationalsozialisten in Brand gesteckt, gesprengt und schließlich eingeebnet. 192 Männer und 71 Frauen wurden erschossen. Fast 200 Frauen wurden ins KZ Ravensbrück deportiert. Von den 98 Kindern, die man in das Jugendkonzentrationslager Litzmannstadt deportiert hatte, überlebten nur 16. Eine der Überlebenden, Frau Marie Supikova, führte durch die Anlage der Gedenkstätte. Sie erinnerte daran, dass die Nazis Lidice als Ort der Vergeltung mit der Behauptung ausgesucht hätten, Dorfbewohner hätten die Attentäter beherbergt. Sie selbst zählte zu den Kindern des Dorfes, welche deportiert wurden. Zwölf von den Kindern wurden zur „Germanisierung“ ausgesondert und später in Bayern aufgefunden. Nicht nur die Erzählung des persönlichen Schicksals von Frau Supikova, sondern auch das Denkmal der Kinder von Lidice, welches die Bildhauerin Marie Uchytilova 2000 geschaffen hatte, ließ für die deutschen Gäste die ganze Abgründigkeit in der Geschichte ihres Volkes erfahrbar werden. Die Schleife des Kranzes, den der Stiftungsvorstand an der Gräberanlage der Gedenkstätte niederlegte, zitierte ein Wort des früheren Aachener Bischofs Klaus Hemmerle (1929-1994): „Die Meinen haben so getan“.

Die meisten Besucher verließen schweigend die Gedenkstätte. Einige schämten sich der Tränen nicht. Bei der Rückfahrt nach Prag im Bus äußerte sich die Ratlosigkeit angesichts des erinnerten Schreckens im Nachfragen und Nachdenken. Es hatte sich der Gästegruppe unmittelbar mitgeteilt, dass die Adalbert-Stiftung bei ihrem Bemühen, „an einem dauerhaften Zusammenwachsen ganz Europas mitzuwirken“ (so ihre Satzung), nicht aus dem Auge verliert, dass sie sich diesem Zweck als eine deutsche Stiftung widmet. Der Besuch von Lidice machte erfahrbar, dass die Arbeit der Adalbert-Stiftung „auch im Bewusstsein der historischen Last des Deutschen Volkes (geschieht), welche in seinem Namen die NS-Diktatur mit ihrer Politik in Europa und in besonderer Weise gegenüber den ostmitteleuropäischen Nachbarstaaten hinterlassen hat“ (so ebenfalls die Satzung).

Wenn die Stiftung in ihrem Einsatz für die Zukunft Europas der historischen Last deutscher Geschichte eingedenk ist, dann huldigt sie nicht einer allfälligen Betroffenheitskultur. Sie weiß um die Erinnerungsscham, welche nach Schlussstrichen der Erinnerung ruft. Stattdessen tritt sie für die Notwendigkeit eines „moralischen Erinnerns“ ein. Dieses ist etwas anderes als „moralische Entrüstung“, die auf ein Ereignis oder eine Erfahrung spontan und gefühlsbetont reagiert und nicht selten lediglich rhetorisch eine Betroffenheit äußert.

Die Gedenkstätte von Lidice

Überlebende Marie Supikova mit Gästen der Adalbert-Stiftung





„Die Meinen haben so getan“

Bischof Klaus Hemmerle

Zum Gedenken an die Opfer von Lidice

Wenn man sich jenseits einer puren Betroffenheitsrhetorik an Geschehnisse der Geschichte moralisch erinnert, so setzt dies einen kundigen Geschichtssinn voraus. Dieser meistert das Erinnerte nicht, indem er lediglich vergleicht, einordnet und relativiert. Vielmehr ist er verletzlich. Er hat eine Komponente des Schmerzes und Vermissens bei sich, ja auch der Ratlosigkeit bzw. Ohnmacht, die der Bemühung um das Verstehen von Nichtverstehbarem innewohnt. Es ist eingedenk der Stimmen der Opfer der Geschichte, deckt Versagen auf, enthält Elemente der Einkehr und Umkehr, weckt die Bereitschaft zur Verantwortung und kann zur Quelle des Handelns werden. Das moralische Erinnern bejaht eine mahnende Bedeutung der erinnerten Geschehnisse für die Erinnernden.

Der Bogen der Orte, Formen und Zeiten der Erinnerung ist weit gespannt: vom staatlich oder medienöffentlich inszenierten Gedenkakt über vielwöchige Auseinandersetzungen zur angemessenen Erinnerungskultur in den Feuilletons und Kulturmagazinen der Zeitungen und Fernsehkanälen bis hin zur eruptiv aufbrechenden Gegenwart von Vergangenem in der Biographie des einzelnen oder einer Gesellschaft. Gerade bei den eruptiv aufbrechenden Kontroversen meldet sich ein wichtiger Charakter von Erinnerung: Erinnerung passiert. Passiert keine Erinnerung mehr, dann haben wir eine Erinnerungsnot. Erinnerungsnot ist Sprachnot - trotz vieler Worte. Und es wurden in Deutschland bei den zahlreichen Kontroversen der zurückliegenden Jahre zur Gedenkkultur viele Worte gemacht. Wurde dadurch aber die Sprachnot wirklich überwunden, oder schien sie nicht manchmal eher noch verstärkt und zwar dadurch, dass man mit vielen Worten konkrete Erinnerungen zudeckte? Über den Streit um die

rechte Weise des Erinnerns wurde oft genug das konkret zu Erinnernde zugedeckt. Soll das Erinnern daran nicht kranken, dann ist es gut beraten, konkret zu erinnern. So erlebten die Gäste von Lidice die konkreten und persönlichen Begebenheiten dramatischer Art ein Stück mit, als Frau Supikova ihr Geschick und das Geschick ihres Dorfes erzählte, das nun in seinen Resten unter der heutigen Rasenlandschaft der Gedenkstätte liegt. Und als unserem jungen tschechischen Kooperanten und Übersetzer Dr. Krizek bei der Übersetzung der Lebensgeschichte von Frau Supikova die Stimme versagte, da erfuhren wir alle miteinander: Die entscheidende Erinnerung „passiert“ - einfach so, nicht steuerbar. Auch nach mehr als 60 Jahren Zeitabstand zu den erinnerten Geschehnissen.

Der Stiftungs-Kranz zur Ehrung der Opfer von Lidice trug die Inschrift „Die Meinen haben so getan“. Sie war einem kurzen Text, ja Gebet des Aachener Bischofs Klaus Hemmerle entnommen. Er hat ihn an einem denkwürdigen Abend vorgetragen. Als sich am 9. November 1988 viele jüdische und christliche Frauen und Männer, Alte und Junge, Schülerinnen und Schüler in Aachen zu einer Feier der Mahnung und des Gebets aus Anlass des 50. Jahrestages der so genannten „Reichskristallnacht“ vom 9./10. November 1938 versammelten, zog Bischof Hemmerle aus seiner Manteltasche einen kleinen Zettel, von dem er folgendes Wort der Klage und des Gebets vortrug:



„Man hat meinem Gott das Haus angezündet
- und die Meinen haben es getan.
Man hat es denen weggenommen,
die mir den Namen meines Gottes schenken
- und die Meinen haben es getan.
Man hat ihnen ihr eigenes Haus weggenommen
- und die Meinen haben es getan.
Man hat ihnen ihr Hab und Gut, ihre Ehre,
ihren Namen weggenommen
- und die Meinen haben es getan.
Man hat ihnen das Leben weggenommen
- und die Meinen haben es getan.
Die den Namen desselben Gottes anrufen,
haben dazu geschwiegen
- ja, die Meinen haben es getan.

Man sagt: Vergessen wir's und Schluss damit.
Das Vergessene kommt unversehens, unerkannt zurück.
Wie soll Schluss sein mit dem, was man vergisst?
Soll ich sagen: Die Meinen waren es, nicht ich?
- Nein, die Meinen haben so getan.

Was soll ich sagen?
Gott sei mir gnädig!

Was soll ich sagen?
Bewahre in mir Deinen Namen, bewahre in mir ihren Namen,
bewahre in mir ihr Gedenken, bewahre in mir meine Scham:

Gott sei mir gnädig.“

Dies ist ein tiefer Text der Klage, nicht Anklage, ein Wort der Anteilnahme, nicht der Distanznahme. Es ist ein Gebet, das zwar verhalten, aber genau die geschichtlichen Ereignisse der Pogromnacht in deutscher Öffentlichkeit 1938 erinnert und zugleich Gott als den Löser aus unseren Nöten um sein Gnädig-sein anruft. Es ist schließlich ein Text, der die Frage eines Schuldzusammenhangs zwischen den Generationen nicht abweist, sondern aufnimmt und ihr eine Perspektive gibt: Auch wenn die Untaten der vorherigen Generation die nachfolgende Generation nicht zu Tätern macht, kann das Band der Generationenfolge nicht einfach durchtrennt werden.

Das ist die andere Not des Erinnerns, der sich die Adalbert-Stiftung als eine deutsche Stiftung stellt – sei es mit Foren und Publikationen zum Thema „Das Judentum als Faktor europäischer Geschichte und Zukunft“, sei es mit Besuchen, Momenten der Stille und des Gebets und Kranzniederlegungen an den Mahnmalen für die jüdischen Opfer bei den Adalbertpreisverleihungen wie 2007 in Bratislava oder wie 2005 in Budapest.



Es ist die Not des Erinnerns an das Leid des jüdischen Volkes in der europäischen Diaspora, was ihm namens des deutschen Volkes in der Nazizeit von 1933 bis 1945 und besonders in den Jahren der Konzentrationslager während des Zweiten Weltkriegs zugefügt wurde. Mehr als 60 Jahre sind seit damals vergangen. Damals gab es kein Maß mehr. Die Welt war aus den Fugen geraten. Nicht schicksalhaft, sondern durch das verbrecherische Tun von – wie Bischof Hemmerle sagte – „meinen, unseren Leuten“. Sie waren erbarmungslos und trieben jene in die Enge, die dann - von den Völkern, den Nationen und den Kirchen verlassen - umgebracht wurden. Die jüdischen Überlebenden bleiben umstellt von jener damaligen Verlassenheit und Einsamkeit. Sie mögen sie verdrängen. Aber dann passiert es in ihrem weiteren Leben, dass die Erinnerung über sie herfällt. Und die so von der Erinnerung Überfallenen und Überwältigten stehen am selben Abgrund von damals, der sie in seine Schwärze und Tiefe hineinziehen will. Der große französisch-jüdische Philosoph Emmanuel Levinas hat dieses Lebensstigma eindrücklich so beschrieben: „Hat man im Gedächtnis diesen Tumor, so können ihm... [die] Jahre nichts anhaben. Der Tod wird zweifellos bald das unverdiente Privileg, sechs Millionen Tote überlebt zu haben, wieder aufheben. Wenn aber während dieser Galgenfrist Zeitvertreib und Unterhaltung aufs neue das Leben füllen... , so hat doch nichts von alledem den klaffenden Abgrund

auffüllen oder auch nur zudecken können. Von den Schlupfwinkeln unserer täglichen Zerstreuungen aus kehren wir... zu ihm zurück, und der Schwindel, der uns an seinem Rande ergreift, ist immer noch derselbe.“

Die jüdischen Überlebenden haben seit der Schoa „im Gedächtnis diesen Tumor“. 60 Jahre und mehr können diesem nichts anhaben. Einen „Tumor im Gedächtnis“ zu haben, war und ist Lebensschicksal für viele der jüdischen Überlebenden und ihrer Angehörigen. Es ist eine unübertragbare Last eines alles bestimmenden Leidens. Aber die davon betroffenen Menschen leben unter uns. Sie gehören zu uns. Insofern kann man sagen: Es gehört zur Wirklichkeit unseres Landes und unserer Gesellschaft, einen „Tumor im Gedächtnis“ zu haben. Wir können wegschauen und verdrängen. Der Tumor im Gedächtnis verschwindet nicht. Die zahlreichen Kontroversen zur rechten Weise des Erinnerns und der Gedenkkultur in den zurückliegenden Jahren haben gezeigt: der Tumor im Gedächtnis meldet sich. Das lässt sich nicht steuern, inszenieren oder manipulieren. Authentische Erinnerung „passiert“. Sie passiert nicht nur in Deutschland. Sie passiert auch in der Schweiz, in Holland, in Frankreich, Italien oder auch England. Insofern kann man mit dem jüdischen Historiker Saul Friedländer sagen: „Die Deutschen sind jetzt ein normales Volk, eine gewöhnliche Gesellschaft wie jede andere.

Kranzniederlegungen der Adalbert-Stiftung in Bratislava, Budapest





Inneses der Klosterkirche in Břevnov



Gelände der Gedenkstätte Lidice

Aber ist eine normale Gesellschaft eine Gesellschaft ohne Erinnerung, eine, die sich der Trauer entzieht, eine, die sich von der eigenen Vergangenheit abwendet, um nur noch in Gegenwart und Zukunft zu leben?“ Friedländers Frage wäre zu beantworten: Deutschland ist eine normale Gesellschaft mit einem vollkommen unnormalen „Tumor im Gedächtnis“. Will sie diesen Tumor leugnen, so meldet er sich unversehens und ungeplant. Der Tumor im Gedächtnis taucht immer neu und unter verschiedensten Namen auf, ob dieser Name 1985 Bitburg-Affäre hieß oder 1986/87 Historikerstreit, in den langen Jahren von 1985 bis 1993 Karmel von Auschwitz oder 1998 Walser-Bubis-Kontroverse oder Ende der 1990-er Jahre Berliner Mahnmahl-Streit.

Eine Erfahrung in der Arbeit der Adalbert-Stiftung besagt: Den Tumor werden wir nicht los. Wir können lediglich seinen Schmerz lindern. Durch Erinnerung. Es ist eine paradoxe Erfahrung. Sie enthält den scheinbaren Widerspruch in sich, dass sie das Schmerzliche dadurch lindert, indem sie es neu zulässt. Lösung der Zunge ist Erlösung aus der Stummheit. Und Sprechen, bei dem die Stimme wegbricht, überwindet die Sprech- und Erinnerungsnot. Deshalb brauchen wir neben der authentischen Erinnerung, die „passiert“, auch in der Stiftungsarbeit die Rituale der Erinnerung, die inszeniert werden und so gern und beflissentlich denunziert werden von den Rechten und manchen Intellektuellen. Die deutsche Öffentlichkeit erinnert sich am Jahrestag der Befreiung von Auschwitz am 27. Januar oder in der jährlichen Woche der Brüderlichkeit oder am Tag der Wiederkehr der sogenannten „Reichskristallnacht“ am 9./10. November.

Die Adalbert-Stiftung steht bei ihren Initiativen, Foren, Kolloquien und Preisverleihungen ebenfalls immer neu auch vor der Frage der Erinnerung. Dies ist keine harmlose Herausforderung. Manche Versuche, ihr zu entsprechen, misslingen. Kein Misslingen darf zum Alibi werden, die inszenierte Erinnerung einfach abzuschaffen. Erinnerung lässt sich auch nicht abschaffen. Offenbar gibt es so etwas wie eine „Intrige“ der Erinnerung. Sie kommt manchmal wie vom Rücken her und ist erfinderisch. Sie überrascht uns immer wieder neu - auch mit ganz ungewohnten Erinnerungsformen. Bei der Fernsehserie „Holocaust“ Ende der 1970er Jahre hatte noch niemand an Spielbergs Film „Schindlers Liste“ von 1993 denken können. Neben „Schindlers Liste“ überraschte einige Jahre später Roberto Benigni 1997 mit seinem Film „Das Leben ist schön“. Die Erinnerung hält gewiss für die Zukunft ihre Überraschungen bereit – in der Stiftungsarbeit und darüber hinaus.

